

YAVANNA FRANCK

# BARKAROLE 1

DIE GRENZEN DER FREIHEIT

Himmelstürmer  
Verlag

Himmelstürmer Verlag, part of Production House,

Ortstr.6, 31619 Bienen

[www.himmelstuermer.de](http://www.himmelstuermer.de)

E-Mail: [info@himmelstuermer.de](mailto:info@himmelstuermer.de)

Originalausgabe, August 2021

© Production House GmbH

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Zu widerhandeln wird strafrechtlich verfolgt

Rechtschreibung nach Duden, 24. Auflage

Umschlaggestaltung:

Juliana von Farbenmelodie

<https://julianafabula.de/grafikdesign/>

ISBN print        978-3-86361-933-6

ISBN e-pub        978-3-86361-934-3

ISBN pdf            978-3-86361-935-0

Alle hier beschriebenen Personen und alle Begebenheiten sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist nicht beabsichtigt

Yavanna Franck

Barkarole 1

-Die Grenzen der Freiheit-



»Auf weinrotem Meer segelnd zu anderen Menschen«  
Zitat aus Homers »Odyssee«

# Piano Forte

## Frankfurt Eschersheim, Sommer 1957

»Du kennst doch Edgar Harder?«

Diese mehr als Feststellung gemeinte Frage zwang Glorias Blick auf die gerahmte und vergilbte Fotogalerie an der Wand hinter dem schweren, vom Alter dunkel gewordenen Mahagonischreibtisch ihres Vaters.

Es waren Erinnerungen an seine Kadettenzeit in Glückstadt.

In der Mitte hing ein großes Gruppenbild, 30 oder 40 uniformierte junge Burschen, alle adrett und korrekt gekleidet. Von Glorias Platz auf dem Besucherstuhl waren keine einzelnen Gesichter zu erkennen. Es war so, wie zu versuchen, von der Turmspitze des Doms einzelne Personen in der Menschenmenge auszumachen.

Ihre Gedanken schweiften ab. Der Dom. Gloria liebte das alte Gemäuer, das früher eine Stiftskirche, aber nie eine Kathedrale im Sinn einer Bischofskirche war. Der Gottesdienst nach dem Abschluss des Wiederaufbaus haftete in ihrer Erinnerung als ein Erlebnis voller Magie, ebenso wie der Tag ihrer Firmung. Und der Domturm erst! Er ragte mit seinen 95 Metern weit in den Himmel hinein und bot einen ausgedehnten und spektakulären Ausblick über die gesamte Stadt und sogar den Fluss. Mit der Höhe kam selbst das nagelneue Fernmeldezentrum nicht mit!

Die meisten Burschen auf dem Foto kannte sie nicht. Ob ihr Vater zu ihnen Kontakt hatte? Wer von den einst jungen Männern lebte noch? Die Bilder entstanden vermutlich 1914, vor 43 Jahren! Aber es gab daneben sogar Einzelporträts, je eins links und rechts vom Domfoto. Es waren die besten Freunde ihres Vaters.

Nur bei einem von ihnen konnte sie dem Gesicht einen Namen zuordnen, Theodor Harder, seinem besten Freund und Geschäftspartner, der Erzeuger eben jenes Edgars.

Und ob Gloria ihn kannte!

Sie erinnerte sich an den letzten Besuch der Harders vor drei Wochen. Papa und Onkel Theo schmauchten ihre geliebten dicken Zigarren und spielten Schach in Vaters Raucherzimmer. Die Frauen schwatzten und lachten unten im Salon und ließen es sich mit echtem Röstkaffee, cremiger Kaffeesahne und üppigen Stücken Schwarzwälder Kirschtorte gutgehen. Sie selbst versuchte, sich den wider-

wärtigen Edgar vom Halse zu halten. Gloria fand ihn furchtbar hässlich: Er war von schlaffer Statur, schmalschulterig, neigte aber am Bauch zum Fettansatz. Wie um das zu verbergen, beugte er die Schultern vor, was seinen Eindruck zusätzlich schmälerte und ihn vergrämt wirken ließ.

Seine Haut war voller Pickel und teigig, außerdem trug er dicke Brillengläser vor den grünbraunen Augen und die hakige Nase wirkte zu groß in dem kleinen runden Gesicht mit dem fliehenden Kinn. Dünne, dunkelblonde Haare, die sich am Stirnansatz bereits lichten, verbargen leider nicht die tellerartigen Ohren, die wie zwei Topfgriffe links und rechts vom Kopf abstanden. Unangenehm war ihr sein feuchter, schlaffer Handgriff und dass beim Sprechen seine Zunge ständig an die überdimensionierten Hasenzähne stieß, was dieses abstoßende Lispeln zur Folge hatte. Am meisten aber störte Gloria, dass Edgar mit seinen sechsundzwanzig noch immer ein braves Muttersöhnchen war. Der, anstatt sich mit Gleichaltrigen zu umgeben, am Rockzipfel seiner Eltern hing, sie immerzu dümmlich anstarrte und anzügliche Bemerkungen von sich gab. Ganze zwölf Jahre älter als sie, sollte er längst unter der Haube sein. Warum heiratete er nicht irgendeine Frau, die ihm gefiel? Die Tatsache, dass er ein erfolgreicher Banker war, reichte nicht, ihn als angenehme Bereicherung ihres Lebens zu akzeptieren.

In Gloria regte sich Aufbegehren. Am liebsten wäre sie sofort aufgestanden, anstatt, erstarrt wie ein Kaninchen beim Anblick einer Schlange, vor ihrem Vater auszuharren und seinen Worten erzwungener Weise zu folgen. Sie hasste es sehr, das folgsame Töchterchen zu spielen. Überhaupt, dieses enge, geregelte Leben im Hause ihrer Eltern. Tagtäglich wurde sie trotz ihrer 14 Jahre immer vom Kindermädchen geweckt, bekam das Frühstück serviert und Kleidung bereitgelegt. Als ob sie das nicht selbst hinbekam!

Ihr Gedankenkarussell nahm an Fahrt auf und sie erinnerte sich an die alltäglichen Ärgernisse ihres jungen Lebens. Vor dem Unterricht war die Morgenandacht in St. Josef, die erste zu erdulden- de Tagesetappe, bevor einer der Chauffeure ihres Vaters sie dann zur höheren Mädchenschule in die Vogtstraße fuhr. Diese Schule empfand sie als eine Zumutung, die sie seit nunmehr vier Jahren ertrug. Ihrem Willen nach wäre sie, so wie ihre Grundschulfreundinnen Elise und Hannelore, in die Ziehenschule, nur ein kurzes Stück hinter der Kirche, gegangen. Dort gab es in der Oberstufe sogar einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig, der sie ausgesprochen faszinierte. Wozu brauchte sie das Lehrerinnen- oder Erzieherinnen-

seminar? Freundinnen zum Reden und Herumalbern hatte sie hier nicht gefunden. Die meisten Mädchen ihrer Klasse planten, nach der Schulzeit möglichst bald zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen. Eine Vorstellung, die Gloria verachtete. Sie beabsichtigte zu studieren und nicht wie ein Hausmütterchen zu versauern und ihrem Ehemann Vorzeigesöhne zu gebären, so wie ihre eigene Mutter Maria.

Diese Welt erschien für Mutter in Ordnung zu sein. Mama war eine stille, duldsame Ehefrau, die sich ihrem gestrengen Gatten, dem ehemaligen Major Kolbe, stets fügte. Eine Frau, die ihm seinen ganzen Stolz, die Söhne Heinrich, Wilhelm und Konrad und außerdem eine Tochter geboren hatte und sich immer genauso verhielt, wie man es von ihr erwartete. Sie war zur Stelle, falls ihr Mann nach ihr verlangte, hielt den Mund, wenn er sprach, und mischte sich niemals in seine Entscheidungen ein. Seine Worte waren Befehl, fast Gesetz. Nichts brannte mehr von dem einstigen, italienischen Feuer in ihr, dem unbändigen Temperament, das ihr Vater einst so gefesselt hatte.

Zu oft hatte Gloria den alten Geschichten, in denen alles immer besser und schöner war, zugehört. Wenn er mit erhabener Stimme ausschweifend in Erinnerungen schwelgte und von seiner Eroberung der damals erst Siebzehnjährigen aus Mailand erzählte.

Nein, so ein Leben wie ihre Mutter würde Gloria nicht führen. Sie wollte frei sein, unabhängig ihre eigenen Entscheidungen treffen, nur freundlich lächeln, wenn ihr danach war, nicht auf Vaters Verlangen. Sie hatte, völlig klar, seinen starken Charakter geerbt, obwohl er ihn bei ihr stets Dickkopf nannte.

Seine letzten Worte ließen das Mädchen aus ihren Gedanken hochfahren.

»...haben Theodor und ich beschlossen, dich mit Edgar zu heiraten. Edgar wartet gern noch die wenigen Jahre. Diese Ehe bringt für beide Seiten erhebliche Vorteile, vor allem wirtschaftliche für dich. Du weißt, Edgar ist Theodors einziger Sohn und wird somit einmal die Bank übernehmen.«

»Nein!« Gloria schleuderte ihrem Vater entsetzt nur dieses eine Wort entgegen, als schon seine Rechte auf ihrer Wange brannte.

Wütend war Albrecht Kolbe aufgesprungen, das Gesicht cholerisch rot angelaufen vor Zorn über den Ungehorsam und Widerspruchsgeist seiner Tochter.

»Das hast nicht du zu entscheiden! Du tust, was ich sage, finde dich also damit ab, du wirst Edgar heiraten!«

Im Innersten tief verletzt, aber mehr wutentbrannt über ihre Hilflosigkeit gegenüber dem Beschluss ihres dominanten Vaters, stürzte Gloria aus dem Zimmer. Die Tür flog mit lautem Krachen hinter ihr ins Schloss.

»Gloria, komm sofort zurück!«

Sie ignorierte den Befehlston in der Stimme ihres Vaters und lief, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinunter, hinaus auf die Straße. Sie hielt einen Moment inne. Hektische Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Wohin sollte sie laufen? Der Weg östlich, Richtung Hauptstraße, verlief weiter bis zur Kirche, blöde Idee, denn dahinter lag bereits die Schule. Die Pfade nordwestlich über die Wiesen führten sie an die Nidda mit dem sommerlich gefüllten Stadtbad. Auf fröhlich lärmende Badegäste verspürte sie keine Lust.

Blieb der südliche Weg, die Kurhessenstraße.

Dann rannte sie, mit der Kraft und Energie, die ihr die Wut verlieh, blind für alles um sie herum, immer die Straßen entlang. Vorbei an den, sonst geliebten, blumenreichen und wohlgepflegten parkähnlichen Gärten von Nachbarn und Bekannten, sie ignorierte den freundlichen, weißhaarigen Lebensmittelhändler Anselm Pohlmann, der vor seinem kleinen Geschäft Pfirsiche und Aprikosen in der Auslage sortierte. Weg, nur weg, waren ihre einzigen Gedanken, bis die schmerzenden Lungen ihr Einhalt geboten. Die Straße war hier schmal und die Bebauung mit den winzigen, alten Häusern lückenhaft oder verschwunden. Ginnheimer Stadtweg hatte sie zuletzt auf einem Schild wahrgenommen. Westlich standen in einiger Entfernung ein paar Gebäude, im Süden waren entfernte Häuserreihen zwischen den Bäumen der Kleingartenanlage zu erkennen. Die waren ihr Ziel. Sie lief weiter, nun im zügigen Spazierschritt. Ihr war heiß, die Zunge klebte trocken am Gaumen, aber wenigstens brauchte sie nicht mehr erschöpft nach Luft ringen. Die Sonne brannte grell und erbarungslos in ihr Gesicht. Endlich näherte sie sich dem schwülen Schatten der Häuserzeilen in der großzügigen Frauenlobstraße mit ihren schmucken Einfamilienhäusern. Gloria grübelte kurz und entschied sich. Sie querte entschlossen die breite Straße, schwenkte nach rechts, dann wieder geradeaus und bergab, fort von Gärten und Wiesen, hin zu Mietskasernen und drängender Raumnot des angrenzenden Wohnviertels.

Sie war weiter gelaufen, als sonst je zu Fuß in ihrer Stadt. Denn für Besorgungen und Wege gab es die beiden Benz` in der Garage und für jeden der Wagen bezahlte der Vater einen Chauffeur.



Längst lagen die schicken Eschersheimer Häuser und die Villa ihrer Eltern hinter ihr. Dies hier musste Bockenheim sein mit all den alten Gemäuern und engen Hinterhöfen.

Besser jedoch entsann sich Gloria an den Palmengarten, nur einen Katzensprung von hier gelegen und an den Grüneburgpark. Einmal war die Familie zum Picknick hierhergefahren, mit dem Auto natürlich, sie war damals erst fünf oder sechs Jahre alt, erinnerte sich dennoch genau daran, weil es ihr so gut gefallen hatte.

Aber Familienausflüge gab es schon lange nicht mehr.

Nach Meinung ihres Vaters war Bockenheim keine Gegend für ein Mädchen aus besserem Hause und sie war bisher höchstens hindurchgefahren worden. Heute hatten sie ihre Füße hierhergetragen, wo laut ihrem Vater nur einfache Arbeiter und Studenten hausten. Gloria störte sich nicht daran. Der Gegensatz zum beschaulichen, fast ländlichen Eschersheim, fiel ihr gravierend auf. Es gab dicht bebaute und verwinkelte Straßenzüge mit hohen Mietshäusern und beengten Hinterhöfen. Und noch lange nicht waren alle Spuren des Krieges verschwunden. Viele der Häuser hatten schon bessere Zeiten erlebt, standen sogar leer oder starteten dem Abriss entgegen.

Erschöpft hielt sie im Schatten einer Platane inne. Die merkwürdigen und fragenden Blicke der Passanten wegen des verschwitzten jungen Mädchens in dem dunkelgrünen Samtkleid und den eleganten Krokodillederschuh, beachtete sie nicht. Erst jetzt bemerkte Gloria, dass sie noch das Kleid vom Kirchgang am Vormittag trug. Strähnen, ihrer hochgesteckten Frisur, hatten sich während des schnellen Laufs gelöst und fielen schwarz und lockig auf die schmalen Schultern. Gloria strich die losen Haare fahrig hinter die Ohren.

Tränen der Wut standen immer noch in ihren dunklen Augen, Hass und würgende Ohnmacht schmerzten in der Brust, sobald sie sich an die Worte des Vaters erinnerte. Edgar heiraten! Was für ein widerwärtiger Gedanke, was für ein erdrückender Irrsinn, welch verzweifelte Vorstellung. Wie vermochte sie dem entgegen? Doch jetzt und heute war sie auf sich gestellt und daher verdrängte sie die unangenehmen Gefühle für eine kleine Weile. Allmählich fand sie innerliche Ruhe und atmete entspannter. Mit langsamen Schritten tappte sie weiter und schaute sich neugierig um.

Die Gegend war ihr völlig fremd, sie wirkte schlicht, als ob der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung nach dem Krieg hier nicht vollständig angekommen war. Aber das störte Gloria nicht. Im Gegenteil. Die Fremdartigkeit hatte etwas Natürliches an sich und sie

hatte das gestelzte, steife und geckenhafte Getue der Geschäftsfreunde ihres Vaters nie gemocht.

Schließlich ließ sie den Tränen freien Lauf, was die starrenden Leute vermuteten, war ihr völlig egal. Zielloos irrte sie durch die unbekanntenen Straßen, Minuten später fand sie eine Bank, auf die sie sich kraftlos setzte.

Sie lehnte sich an und schloss die Augen, tief atmete sie die Luft des lauen Sommerabends. Lange Zeit saß sie still, bis summende Ruhe durch ihre Adern floss. Das Gedankenkarussell um Vater und die verfluchten Harders drehte sich langsamer, so dass es ihre Gedanken wieder einfiel. Vier Jahre, welch kurzer Zeitraum! Vier Jahre Freiheit blieben ihr, ehe sie sich dem Zwang verpflichtete, ohne alternative Optionen zu besitzen. Eine Zeit, in der alles Erdenkliche zu passieren vermochte! Was, wenn diese hässliche Kröte Edgar einen Unfall erleiden würde? Gloria lachte leise für sich auf. Vorstellungen, die ihr gefielen, erfüllten sich niemals. So funktionierte der Lauf der Welt ihrer Erfahrung nach, nichts wurde besser und wenn man sich etwas besonders dringend wünschte, würde es erst recht nicht geschehen. Sie erinnerte sich an Wilhelm, ihren Lieblingsbruder. Er war der Einzige ihrer Brüder, der ihr viel bedeutete. Vermutlich, weil sie sich so ähnelten. Schon rein äußerlich war Wilhelm, wie sie selbst, vollständig das Kind einer italienischen Mutter. Die üppige, schwarze strubbelige Mähne, dunkelbraune Mandelaugen, die so warm und freundlich dreinsahen, dass ihn jeder auf Anhieb sympathisch empfand. Und sein Charakter hielt, was der Blick versprach. Wilhelm war ein durch und durch liebenswerter Mensch, höflich, zuvorkommend, ehrlich, aber ebenso ehrgeizig und außergewöhnlich klug. Obwohl er sieben Jahre älter war als Gloria, erlaubte er ihr immer, zu ihm zu kommen, wenn sie jemanden zum Reden, Zuhören oder Trösten brauchte. Er, der mathematisch begabte, hatte nicht nur stets ein offenes Ohr für ihre Nöte, sondern förderte die naturwissenschaftlichen Talente der kleinen Schwester, die seinen Begabungen kaum nachstand, die aber, da Gloria als Mädchen geboren war, den Vater nicht interessierten. Sie würde zwar des Ansehens wegen das Gymnasium absolvieren, im Anschluss daran jedoch heiraten. Eine Ausbildung oder gar ein Studium war nicht vorgesehen.

Doch nun war Wilhelm schon fast zwei Jahre fort. Nach vielen Diskussionen und noch mehr Streitereien, folgte er den Anweisungen des Vaters, um eine militärische Laufbahn einzuschlagen. Er würde Offizier werden, da das Erbe der Firma dem erstgeborenen Heinrich zustand.

Heinrich, zwei Jahre älterer als Wilhelm, hatte den dunkelblonden Haarschopf des Vaters geerbt. Ebenso dessen hellbraune Augen. Er war groß, stabil und muskelbepackt, neigte aber zum Bauchansatz. Gloria liebte ihn nicht sonderlich, denn er war laut, ungestüm und rechthaberisch, dabei zwar nicht weniger intelligent, doch die kleine Schwester hatte er nie ernst genommen und zumeist spöttische Bemerkungen für sie gefunden.

Heinrich wäre, so fand Gloria, der bessere Mann fürs Militär und auch Heinrich selbst hätte zu gern mit dem jüngeren Bruder getauscht. Aber dahin führte kein Weg. Und so studierte er in Frankfurt Betriebs- und Volkswirtschaft, derweil Offiziersanwärter Wilhelm irgendwo in Deutschland durch den Schlamm robbte und sich durch die Grundausbildung quälte.

Was aus dem jüngsten des Brudertrios werden würde, wusste Gloria nicht. Der rothaarige Konrad war der Liebling der Mutter und nur fünf Jahre älter als sie selbst. Das Abitur hatte er frisch vermasselt. Hoffentlich würde es beim zweiten Anlauf im nächsten Jahr endlich schaffen, damit Mamas sorgenvolle Gejammer aufhörte. Ansonsten fand sie, war Konny wie Heinrich, großmäulig, nervend und besserwisserisch und mit null Interesse an seiner jüngeren Schwester.

Sie vermisste Wilhelm umso mehr, weil allein er ihr Verständnis und Mitgefühl entgegengebracht hätte, und das ganz besonders heute. Obschon er der Entscheidung des Vaters genauso wenig entgegenzustellen hatte, wie bei seinem eigenen Schicksal.

Doch er würde nie wieder zu Hause wohnen wie früher. Und nun saß sie hier, mitten im fremden Bockenheim, allein auf einer Bank. Sie ließ die Gedanken und die Blicke schweifen, als ob sie nichts Besseres zu tun hätte, als ob sie hierhergehörte und nur auf ihrem Weg vom Einkauf verschlafen wollte und bei einer kurzen Pause den schönen Sommerabend genoss.

Leute schlenderten in entspannter Samstagabendlaune an ihr vorüber. Gloria sah sie wie auf einer Theaterbühne, ein anderes Leben, aus einer anderen Welt, fremd und unwirklich. Ihr eigenes Elend fiel ihr wieder ein, doch die Worte des Vaters erschienen ihr jetzt aus der Ferne und mit der milden Abendsonne im Gesicht auf einmal lächerlich, obwohl sie erkannte, dass sie es nicht waren. Vater scherzte niemals. Er hatte es bitterernst gemeint, sie und Edgar Har- der.

Ihr vom anstrengenden Laufen trockener Hals kratzte unangenehm, außerdem war sie hungrig. Sie überlegte, ob sie nach Hause gehen oder eine Zeit lang fortbleiben sollte.

Was würde geschehen? Es bedurfte wenig Phantasie, sich die Schlagzeile der Boulevardpresse vorzustellen. *Entführt! Tochter des Immobilienmaklers Kolbe verschollen!* Innerlich grinste sie, aber ihr war klar, dass sich ihr Vater nicht würde erpressen lassen. Von niemandem Fremden und erst recht nicht von seiner eigenen Tochter. Daher war es vermutlich klüger, von allein nach Hause zurückzukehren, auch wenn sie keine Lust darauf verspürte, ihm schon wieder unter die Augen zu treten oder Mutters vorwurfsvollen Blick zu ertragen. Doch da sie den Weg nicht kannte, würde es ohnehin eine Weile dauern, ehe sie zu Hause ankam. Jede Menge Ärger und mindestens zwei Wochen Stubenarrest waren gewiss.

»Zigarette?«, eine schmale Männerhand streckte ihr eine Schachtel Marlboro entgegen. Gloria schaute überrascht auf. Das zu der freundlichen Stimme gehörige Gesicht strahlte sie mit einem entwaffnenden Lächeln an.

»Danke, ich rauche nicht«, brachte Gloria heraus. »Ich habe sie nicht kommen sehen.«

»Kein Wunder, du träumst ja auch mit offenen Augen. Ich heiße übrigens Winnie!«

Sie schlug in die dargebotene Hand ein.

»Gloria.«

Ihr gefiel seine direkte, freundliche Art, hauptsächlich aber imponierte dem Mädchen seine lässige, äußerliche Erscheinung, die so wenig in ihr braves Frankfurt passte und erst recht nicht zu der, die sie von zu Hause gewohnt war. Der Vater und die Brüder, überhaupt alle Männer, die sie kannte, trugen stets Anzüge, oder wenigstens ein sorgfältig gebügeltes und gestärktes Hemd sowie eine dazu passende Hose und sie waren immer korrekt frisiert.

Selbst bei Wilhelm, mit seinem widerspenstigen Schopf wurden die Haare, schon bevor er zum Militär verschwand, ordentlich kurz gestutzt und was sich mit Schere und Scherapparat nicht bändigen ließ, wurde mit Brillantine an den Kopf geklebt.

Der junge Mann hingegen hatte sein langes, rotblondes Haar zu einem krausen Zopf im Nacken gebunden, das schmale, hervorstechende Kinn umkränzte ein rötliches Stoppelfeld.

Im Gesicht aber dominierten die strahlendsten blauen Augen, die Gloria je gesehen hatte. Sie blitzten hell und klar wie ein früher Morgenhimmel und wirkten dabei trotzdem geheimnisvoll wie ein

tiefer Brunnen. Es war schwer, diesem Blick zu widerstehen, und das Mädchen zwang sich, nicht darin zu ertrinken.

Die runden Grübchen in Winnies Wangen und die winzigen Lachfalten um Mund und Augen verliehen ihm ein spitzbübiges und verwegenes Äußeres. Sein charmantes Lächeln erweckte sofort Sympathie in Glorias Brust.

Er trug ein verwaschenes helles Oberhemd, das gewiss seine besten Zeiten schon hinter sich hatte und dem Aussehen nach nie gebügelt worden war. Die obersten Knöpfe standen offen und entblößten die rotbehaarte Brust des jungen Mannes. Das Hemd war nur lose und unordentlich in den engen Hosenbund gestopft und hing an der Hüfte und über dem Gesäß heraus. Überhaupt, die Hose! Sie stammte vermutlich von seiner Firmung und war im Laufe der Jahre nicht mit ihrem Besitzer mitgewachsen. Gloria hatte nie einen Mann in einem so eng sitzenden Kleidungsstück gesehen, es war ihr fast peinlich, seine schlanke Gestalt mit verstohlenem Blick von oben bis unten zu mustern. Aber ihr gefiel durchaus, was sie sah und in diesem Moment wusste Gloria, dass sie ihre neu eroberte Freiheit ausnutzen würde.

## **Hannes, Schlüchtern, Spätsommer 1970**

Dicke, schmutziggraue Kumuluswolken schwebten, wie kunstvoll drapiert, dicht über der Stadt. Ihre Bäuche hingen dunkel und regenschwanger über den Dächern und Hannes vermeinte, sie anfassen zu können, wenn er nur hoch genug klettern würde.

Von Osten her war das Grau mit lichtweißen Flecken durchsetzt und bildete so facettenreiche Kontraste zu dem im Westen postkartenblauen Septemberhimmel.

Ein Flugzeug schob sich brummend in Hannes' Blickfeld. Er entdeckte den silberblitzenden Bauch der Maschine, der vom nahegelegenen Landeplatz kündete.

In wenigen Minuten schon würde sie am Ziel sein, er aber stand immer noch am staubigen Straßenrand und wartete mit erhobenem Daumen.

In diesem Moment kam schnaufend und quietschend die Zugmaschine eines dicken Brummis neben ihm zum Stehen.

»Komm Kleiner, steig ein.« Ein bärtiges Gesicht beugte sich mit freundlichem Grinsen zu dem schwächtigen Jungen.

»Wo willst'n hin?«

»Frankfurt, hab den Zug verpasst.«

»Alles klar, na dann wollen wir mal.«

Hannes klemmte seine Jacke an der Lehne ein und lümmelte sich bequem auf dem federnden Beifahrersitz.

»Bist von hier aus Schlüchtern?«, fragte der Trucker, derweil er das schwere Gefährt wieder in die Spur lenkte.

»Nicht direkt, aus einem Nest oberhalb der Stadt«, antwortete Hannes.

»Mein Bruder auch, in Elm, ist noch'n Stück weiter weg von hier. War ewig nicht mehr da.«

Der Junge schwieg und starrte gedankenversunken auf die rasch vorüberziehende Landschaft. Er hatte keine Lust, sich mit dem Mann zu unterhalten.

Vermutlich kannte er den Bruder sogar, doch das hatte den Kerl hier nicht zu interessieren.

Tief im Inneren erkannte er, dass dies ein Abschied für immer war, aber er empfand keinerlei Angst oder Wehmut in der Brust. Im Gegenteil, zu lange hatte die Gelegenheit auf sich warten lassen und jetzt überkam ihn ein Gefühl der Erleichterung und Befreiung. Seine Zukunft waberte ungewiss wie ein fremdes, unerforschtes Land im Nebel vor ihm, er war voller Abenteuerdrang, Hoffnung und Optimismus, bereit für ein neues Leben.

## **Lukas, Frankfurt, September 1970**

Lukas fluchte. Kein Verlass auf Keule, dabei waren seine Anweisungen deutlich genug, um nicht missverstanden zu werden!

»Kein Wunder, wenn die Bullen uns eines Tages noch in die Finger kriegen!«

Seine Fäuste hämmerten gnadenlos auf den sich am Boden windenden Knaben ein.

»Was ist denn eigentlich los?«, fragte Matze den neben ihm stehenden Jo. Matze, ein schlaksiges Pickelgesicht mit langem, strähnigem Blondhaar, beobachtete nahezu unbeteiligt die Szene.

»Keule hat 'ne Karre gleich hier an der Kolonie in den Graben gesetzt, weil er keinen Bock hatte, soweit zu laufen. Nun hat der Boss Schiss, dass er uns damit die Bullen auf den Hals hetzt.«

»Hat er doch recht«, seufzte Matze. »Ich hab jedenfalls noch keine Lust hier auszuziehen. So 'ne gute Penne finden wir nicht so bald wieder.«

Jo zuckte mit den Schultern. »Er schlägt Keule noch krankenhausesreif.«

Er bemitleidete den Jungen, obwohl er ihn nicht sonderlich schätzte. Aber da war der Boss eigen. Wenn einer aus der Gruppe nicht spurte, gab es Prügel, und das nicht zu knapp. Jo verstand, dass ihr Leben nicht anders funktionierte, das war das Gesetz der Straße. Der Boss schlug sich oft genug für sie, wenn es keinen weiteren Ausweg gab. Obwohl letztendlich doch jeder ein Einzelkämpfer war.

Keule rappelte sich auf, spuckte Blut und Sand aus und wischte sich mit dem Handrücken über das verquollene Gesicht. »Ist schon ok, ich mach's nicht wieder!«

»Das will ich hoffen!«, knurrte der drahtige Boss und ließ seine Muskeln spielen.

Lukas war nicht nur der Älteste der vier Kumpane, sondern deutlich größer und vor allem wesentlich zäher. Im Gegensatz zur neuesten Mode trug er seine sandfarbenen Haare altmodisch raschelkurz. Erstaunlicherweise hatte er trotz seines Blondschoepfes schwarze, dichte Brauen, unter denen graue Augen aufmerksam in die Welt schauten. Seine Lippen waren schmal und verkniffen und gaben dem Gesicht die Härte, für die er berüchtigt war.

Lukas ließ seine Fingerknochen knacken.

»Es ist Zeit«, sagte er nur kurz und verschwand Richtung Innenstadt.

Missmutig stapfte er, die Hände tief in seinen Hosentaschen geballt, die Bockenheimer Landstraße entlang. Links unter ihm lag die offene Baustelle der U-Bahn, wie ein toter, ausgeweideter Wal. Die Arbeiter mit ihren bunten Helmen waren fette Maden, die den Kadaver zersetzten.

Er kickte einen Stein zur Seite und beschloss, gemächlich rauchend zum Bahnhof zu schlendern.

Ein kräftiger Regenguss setzte ein und verwandelte den lauen Spätsommernachmittag in einen frischen, eiligen Herbstabend. Passanten spannten rasch ihre Schirme auf und hasteten an den sich schnell vergrößernden Pfützen vorbei. Lukas blieb stehen und betrachtete die runden Blasen, die die Wasseroberfläche wie löchrigen Käse aussehen ließ.

»Regenmännchen«, überlegte er und lachte laut über sich selbst. Alberne Kindermärchen, die Mutter seinem kleinen Bruder erzählt hatte. Wütend zertrat er die Erinnerung.

Am Abend klarte der Himmel endlich auf. »Besser so«, mokierte sich Lukas und wischte ein Stück Straßengeländer trocken, bevor er sich daraufsetzte. Er beobachtete seine Umgebung.

Hier, direkt am Hauptbahnhof, pulsierte jetzt das Leben, wie an jedem Feierabend, so intensiv wie zur stärksten Rushhour auf den Autobahnzubringern. Anders die sogenannte City, welche still und ausgestorben dalag, wenn all die Banken und Versicherungshäuser ihre Angestellten und Manager in die wohnlichen und schicken Vororte im Taunus freigelassen hatten.

Er liebte das quirlige Leben des Bahnhofs, es gab immer etwas zu entdecken. Reisende, mit sperrigen Koffern beladen, Wartende, deren Blicke suchend die Fenster der einfahrenden Züge abtasteten. In der Haupthalle verweilten Trinker und Geschäftsleute nebeneinander, denen dieser Raum Treffpunkt, Warteraum bis zum nächsten Zug oder der Lebensmittelpunkt bedeutete. Sie standen lauthals diskutierend an den Stehtischen.

Viele Türken und Marokkaner mischten sich darunter, wobei Italiener und Spanier den Hauptanteil der ausländischen, Gastarbeiter genannten, Bevölkerungsgruppe bildeten. Menschen, die das Leben in dieser Stadt facettenreicher und bunter gestalteten. Lukas hasste den Begriff Gastarbeiter. Er suggerierte, dass sie Gäste waren, dabei schufteten sie hart und schwer für einen geringen Lohn und ihre Wohnbedingungen waren miserabler als die der deutschen Arbeiter. So würde er selbst sein Gastdasein niemals akzeptieren.

Er schüttelte den Kopf, wie um die lästigen Gedanken zu verscheuchen. Dies waren nicht seine Probleme, er verfügte über genügend eigene Sorgen.

Später am Abend, nach den Pendlern, tröpfelten die ersten Penner kleckerweise in die große Halle. Jene, welche die Bänke zum Schlafen brauchten. Die Junkies verweilten unstill, ständig auf der Jagd, um Überlebensstoff für die kommenden Stunden aufzutreiben. Auffällig dann die aufgetakelten Damen der Nacht und, recht diskret mittendrin und unverfänglich für all die Ahnungslosen, einige Jungen auf der Suche nach Freiern. Obwohl die eher an der Südseite zu finden waren.

Die Kneipen und Nachtbars im Bahnhofsviertel spuckten in unregelmäßigen Abständen torkelnde Gestalten aus. Wer mit den eigenen Füßen weiterhin klarkam, schwankte wenige Meter entfernt unter blinkender, bunter Leuchtreklame in ein neues Etablissement. Sei es in die zahlreichen Puffs, Pornokinos oder in das vor knapp zwei Jahren eröffnete Großbordell Crazy Sexy, wenn die bisherige Locati-



on nicht das Gewünschte bereithielt. Die Auswahl im Rotlichtviertel war unvorstellbar groß.

Inzwischen versteckte die Anonymität der gnädigen Nacht all die umtriebigen Aktivitäten. Lukas stromerte durch die schummrigen, nur von spärlicher Beleuchtung erhellten Straßen. Er liebte dieses Leben, frei und unabhängig. Er erledigte einen Job, sobald die Notwendigkeit dazu bestand. Selbst Straßenkinder existierten nicht allein von der Luft, obschon ihre Ansprüche an das Dasein nicht übermäßig bedeutsam erschienen. Und wenn das eine Geschäft, mit dem Dealer, mal wieder mies lief, weil dem Scheißkerl die Ware nicht gefiel und er unzufrieden herummotzte, ließ sich am Bahnhof notfalls mal eben Kohle auf andere Art beschaffen. Er war jung genug, um 30 Mark für 'ne Nummer mit der Hand von einem dieser alten Kerle zu kassieren.

Die Kumpel aus der Kolonie brauchten davon nichts erfahren.

In der Ulmenstraße hatte er vorhin einen T5 entdeckt. Es lockte ihn, den Wagen zu knacken und eine Spritztour zu unternehmen, aber dafür war die Nacht zu jung und zu viele Menschen, und damit potenzielles, unerwünschtes Publikum, unterwegs.

»Abwarten«, spekulierte er. »Mal sehen, ob die Karre nachher noch da steht.«

Ein Nachtclub versprach auf bunten Bildern erotische Abenteuer mit vollbusigen Blondinen, die grellrot gefärbten Lippen spitz dem Betrachter entgegen geküsst.

Lukas wandte sich ab.

Je weiter er sich von den Nebenstraßen des Bahnhofsviertels entfernte, desto düsterer wurde das Umfeld. Alte und verfallene Häuser säumten die Straßen, von zwielichtigen Gestalten bewohnt. Wenn man den Wahlversprechen der künftigen Römerbewohner Vertrauen schenkte, stand der gesamten Gegend eine massive Sanierung bevor. Eine Idee, um das Stadtimage aufzubessern.

Lukas hielt das Ganze für Hirngespinnste. Die Herren Politiker besaßen einen endlosen Vorrat davon.

Sein Weg führte ihn über die Mainzer Landstraße zum Bahnhof zurück.

In der Bahnhofshalle scannte er mit geübtem Blick die Lage, Bullen waren keine zu sehen. Dafür entdeckte Lukas drei bekannte Gesichter, ältere Jungs, professionelle Stricher seines Wissens nach. Komisch nur, dass sie zusammen hier waren, die gaben sich sonst selten miteinander ab. Die Kerle standen vor dem geschlossenen Fahrkartenschalter und schienen mit einem Freier zu verhandeln. Das Geschäft lief demnach schon, aber der Ort war ungewöhnlich. Nach-

dem ein weiterer junger Mann sich dorthin umwandte, erweckte die Szene Lukas' Neugier.

Doch dort war kein Freier. »So auffällig würden die sich auch nicht verhalten«, schoss es ihm durch Kopf.

Ein dunkelhaariger, schmaler Knabe, höchstens zehn, eher neun, stand im Mittelpunkt der Aufregung. Blut lief ihm aus der Nase, anscheinend hatte er soeben eine verpasst bekommen. Überraschenderweise berührte ihn der Anblick des Kindes.

»Heh, lasst ihn in Ruhe!«, Lukas rempelte die anderen rüde an, ehe ihm bereitwillig Platz eingeräumt wurde. Er erntete ungläubige Blicke.

»He, der Kleine hat hier nichts zu suchen, ist doch kein Babystrich, der spannt uns die Kunden aus!«

Er sah auf den Verursacher der Unruhe und erkannte, dass die Jungs Recht hatten.

Der Neue war mager und wirkte zart und zerbrechlich. Dunkle, große Augen im schmalen Gesicht, volle, weiche Lippen, die Brauen ein sanfter Strich, seine ernste Miene von dünnen, schwarzbraunen Locken umrahmt.

»Die Unschuld in Person«, durchfuhr es Lukas eiskalt, »ein Bild von dem, was die Freier immer wollen.«

Und doch, er war außerstande, ihn wegzujagen wie einen lästigen Straßenkater, obwohl die Stricher genau das von ihm erwarteten. Denn seit er im vorigen Jahr zwei minderjährige Straßenkinder erfolgreich vor den Bullen versteckt und ihnen zur »Selbständigkeit« verholfen hatte, wurde er, zumindest was die jüngeren Kids betraf, von den anderen hier ansässigen Jugendlichen wie eine Autorität betrachtet.

In diesem Augenblick erwarteten sie folgerichtig, dass er ihnen den lästigen Konkurrenten vom Hals schaffen würde, aber irgendein fremdes Gefühl tief in seinem Inneren hinderte ihn daran.

Die gespannten, fragenden Blicke zwangen ihn zur Entscheidung.

Er nahm den Kleinen am Arm und zog in grob zu sich.

»Ich nehme ihn mit.«

Schweigend trottete der Junge neben seinem Retter her. Er zog geräuschvoll die Nase hoch und wischte mit dem Ärmel das Blut im Gesicht breit.

Lukas betrachtete ihn zweifelnd. Worauf hatte er sich bloß eingelassen? Der Kleine sah aus, wie ein verheulter Rotzbengel, hoffent-

lich beobachtete ihn jetzt niemand! Wie peinlich, sich mit der Göre sehen zu lassen.

Ein kurzer Blick über die Schultern, dann überstieg er die Absperrung der verwaisten U-Bahnbaustelle. Der Knirps folgte ihm wie ein Schatten und Lukas schob ihn unwirsch zu einer Maurerbutte, in der Regenwasser stand.

»Mach dir dein Gesicht sauber, du siehst furchtbar aus.«

Der Junge wusch sich mit dem schmutzigen Wasser die Spuren der Prügelei von der Haut.

»Geht's so?«, fragte er verunsichert nach oben blickend.

»Glaub schon«, knurrte Lukas. Er zog den Kleinen zu einem Baugerüst und platzierte ihn in Sichthöhe vor sich hin.

»Wie heißt du?«, fragte er, eine Spur freundlicher.

»Hannes.«

»Ich bin Lukas. Lass mich raten, du bist von zu Hause abgehauen, oder?«

Hannes nickte verschämt.

»Warum ich dich eben da rausgeholt habe und mich überhaupt mit dir abgebe, übersteigt mein Vorstellungsvermögen!«

Lukas stopfte zerknirscht die Fäuste in die Hosentaschen. Er überlegte, was die anderen jetzt für Mutmaßungen in die Welt setzten. Außerdem war der ganze Tag versaut. Mit dem Kind am Hals verpufften seine Pläne für den Abend im Nirwana. Arbeiten? Haken dran, erledigt. Am meisten ärgerte er sich wegen des herrlichen Fords, vorbei die anvisierte Gelegenheit.

Schon denkbar, den Knirps schlicht wegzujagen, ihn nach Hause zu schicken oder im Dschungel der Straßen auszusetzen. Aber dann würde der garantiert in ernsthafte Schwierigkeiten geraten, es gab eine Menge Scheißkerle hier in der Stadt. Er erinnerte sich an den hübschen blonden Jungen aus dem Kinderheim vom letzten Sommer, neun Jahre alt. Drei Wochen hatte er ihn fast täglich gesehen, später nie wieder und Lukas glaubte nicht, dass er freiwillig ins Heim zurückgekehrt war. Solche Geschichten grassierten unter den Straßenkindern mit schöner Regelmäßigkeit und einen wahren Kern enthielten sie garantiert.

Diesen Hannes hatte er nie zuvor gesehen. Lukas' sonst übliches instinktives Misstrauen Fremden gegenüber, verhärtete stets sein Herz, der Argwohn hinterließ ihn eiskalt und rücksichtslos. Derweil aber stand er hier mit diesem Bengel und brachte es nicht über sich, ihn wegzujagen. Eine unmögliche Situation. Garantiert würde er das

bald bereuen, er wunderte sich, dass er so entspannt auf den Zwerg hinabzusehen vermochte, ohne Verbitterung zu empfinden.

Jetzt hatte er den Hänfling zwar an der Backe, aber es erfüllte ihn merkwürdigerweise nicht mit der Wut, die er sonst an sich kannte.

Dieser Junge ..., irgendetwas war komisch an ihm. Der Anblick seiner blutigen Nase? Berührte ihn das, oder wieso hatte er ihm aus der Klemme geholfen? Lukas erkannte sich selbst nicht wieder, Hannes hatte ihn innerhalb von Sekunden, ja sogar nur durch sein bloßes Erscheinen dazu gebracht, sein eigenes Handeln zu hinterfragen und Prinzipien über Bord zu werfen. Eine Erklärung dafür fand er nicht.

Klar, dass er das dem Knirps gegenüber nicht raushängen lassen durfte, am Ende tanzte ihm der Bengel auf der Nase herum.

»Wie alt bist du überhaupt?«, grunzte er ihn deshalb beabsichtigt heftig an und, eine Spur gelassener: »Es ist nur, wie ernsthaft, glaubst du, werden deine Alten dich suchen?«

»Gar nicht«, antwortete Hannes sofort überzeugt, rutschte auf dem nassen Holz hin und her und lehnte erschöpft seinen Kopf an die Mauer.

»Bin zwölf geworden, schon am zweiten April, aber alle denken, dass ich jünger bin.«

»Hm, habe ich auch gedacht.« Lukas knurrte nachdenklich. »Und was hast du vor?«

»Weiß nicht. Ich hatte nichts geplant, wollte bloß weg.« Er biss sich in die Fingerknöchel. »Aber inzwischen ist mir kalt, ich habe Hunger und keine Ahnung, wo ich schlafen kann.« Seine Stimme klang resigniert. »Ich habe mir das alles ganz anders vorgestellt, einfacher, aber jetzt weiß ich nicht weiter.«

»Nun, ich würde sagen, du hast mehr Glück als Verstand, Kleiner.« Lukas plusterte sich gönnerhaft auf. »Du kommst erst mal mit mir mit, der Rest findet sich.«

Hannes schaute verunsichert, doch erleichtert zu dem Größeren auf.

»Wirklich? Aber ... sind da noch die anderen, die vom Bahnhof?«

»Andere schon, nur mach dir darüber keine Sorgen, es ist keiner von denen dabei, die dir am Bahnhof die blutige Nase verpasst haben. Aber du brauchst keine Angst haben, der Boss bin ich.«

Überzeugt schien der Kleine keineswegs zu sein. Missmutig zog er wieder den Rotz hoch und schweigend verließen sie die dunkle Baustelle.

Die Laubenkolonie lag still und verlassen. Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt.

Hannes rieb sich frierend die Arme in seiner dünnen Jacke.

»Ist es noch weit?«

Lukas schüttelte den Kopf und bedeutete ihm, leise zu sein.

»Das ist hier alles Sperrgebiet«, flüsterte er, »die Kolonie wird noch vor dem Winter plattgemacht, kommen Neubauten drauf. Die Bullen kreuzen hier öfter mal auf, um nach dem Rechten zu sehen, nun komm.«

Er drückte eine lockere Zaunlatte zur Seite und kroch durch die schmale Öffnung.

Hannes folgte ihm auf einem verschlungenen Pfad durch die verwilderten Gärten, vorbei an windschiefen, halbverfallenen Holzlauben und einer Unmenge Müll. Halb Frankfurt schien hier seine alten Couchen, Schränke und Autoreifen zu entsorgen.

Eine Ratte kreuzte huschend ihren Weg. Lukas verzog das Gesicht.

»Feine Nachbarschaft, was?«, sagte er grinsend und warf einen der allgegenwärtigen Kiefernzapfen in die Dunkelheit.

»Wir sind da.«

Lukas präsentierte ein kleines Steinhäuschen, das bei weitem nicht so verfallen aussah, wie die restlichen Hütten ringsum.

Es lag unter einem riesigen Apfelbaum, der schützend seine Äste über das löchrige Spitzdach ausstreckte.

Lukas langte mit seiner Hand nach oben.

»Eigene Ernte«, sagte er und schob Hannes einen kleinen Apfel entgegen.

Der flackernde Schein einer weit heruntergebrannten Stumpenkerze warf gespenstische Schatten auf ein völlig abgewohntes, verwaorlostes Zimmer. Es roch streng nach altem Schweiß, Urin, ungewaschenen Körpern, kaltem Rauch, schalem Alkohol und schimmlicher Feuchtigkeit. Die zerschlagenen Fenster waren mit dunkel verfärbten Brettern zugenaelt, überall auf dem Boden lagen zerwühlte Schlafsäcke und schwarzgraue Militärdecken auf alten, fleckenübersäten Matratzen. Leere Flaschen und Unmengen unsauber ausgekratzer Konservendosen kullerten zwischen Resten zertrümmerter Möbel herum.

Lukas stieg geübt über das Chaos hinweg und setzte sich auf eine halbverkohlte Holzkiste, die abwechselnd zum Tisch oder als Sitzmöbel umfunktioniert wurde.

»Such dir einen Platz«, forderte er Hannes mit einer einladenden Geste auf und schnitt mit seinem Taschenmesser geschickt eine Dose Tomatenravioli auf. Dann griff er suchend hinter sich und fand vier angeschlagene, benutzte Porzellanteller zwischen den Resten einer vergangenen Mahlzeit. Mit einem Zipfel einer Decke rieb er die beiden am wenigsten schmutzig aussehenden Teller halbwegs sauber und verteilte Nudeln und Soße mit überraschend pingeliger Gerechtigkeit. Er stellte die Portionen neben sich und angelte zwei verkrustete Metallgabeln mit riesigen Zinken aus dem Müllhaufen hinter sich. Er säuberte das Besteck mit dem Messer und der Deckenkante und übergab Hannes seinen Anteil an der kalten Mahlzeit.

»Ich hoffe, die Umstände können mit deinen Erwartungen Schritt halten«, frotzelte er und schaufelte die Nudeln in sich hinein. »Ich hätte es auch lieber warm gemacht, aber wir haben keinen Spiritus mehr für den Kocher.«

Hannes hatte sich wortlos Decken und Kissen unter den Hintern gerafft. Endlich fror er nicht mehr so elendig und dankbar nahm er seinen vollen Teller und schob sich schweigend und gierig die Nudeln in den Mund. Er stopfte sogar den grünen, sauren Apfel noch hinterher.

Aus dem schier unergründlichen Abfallhaufen in seinem Rücken förderte Lukas eine angebrochene Pulle Rotwein zu Tage. »Ist zwar eigentlich nicht ganz das richtige bei deinem zarten Alter, aber Cola und Limo sind gerade aus. Also, entweder du trinkst es, oder du bedienst dich an der Wasserpumpe hinter dem Haus.«

Als ob er nie etwas anderes getrunken hätte, setzte sich der Junge die Flasche an die Lippen und nahm einige tiefe Schlucke. Der Wein schmeckte fürchterlich, er war sauer und kratzte im Hals. Er hustete krächzend und Lukas lachte laut, und dennoch freundlich auf.

»Nimm es nicht krumm, morgen besorgen wir was Angemessenes, ok?«

Hannes nickte, der Wein brannte in seinem Inneren, aber gleichzeitig durchzog ihn eine wohlige, prickelnde Wärme bis in die Fingerspitzen.

»Na, das zieht ordentlich durch, was?«, stellte Lukas schmunzelnd fest. »Wie sieht's aus, willst du mit hier unten schlafen oder ziehst du die Einsamkeit des Dachbodens vor? Sieht da oben aber wahrscheinlich nicht viel besser aus als unten, nur noch feuchter.«

Hannes sah sich prüfend um. Vier Bettstellen zählte er, demnach übernachteten außer dem unheimlichen Raubein mindestens drei weitere Leute in dieser Bruchbude. Schlimmstenfalls teilten sich

welche ein Bett, dann wären es mehr. Er fürchtete sich vor den Unbekannten, selbst wenn Lukas gesagt hatte, es waren nicht die Schläger vom Bahnhof. Ihnen morgen bei Tageslicht zu begegnen erschien ihm angenehmer.

»Lieber oben«, sagte er kurz.

»Nun, dann lass uns sehen, was sich machen lässt.« Lukas nahm von den vier Quartieren Decken und Kissen und erklimmte damit die enge, knarrende Leiter, die mehr Lücken als Sprossen besaß.

Hannes erwachte von heftigem Blasendruck. Er setzte sich auf und guckte sich desorientiert um.

Bruchstückweise fiel ihm der gestrige Tag wieder ein.

Im ersten Moment erleichterte ihn sein Glück, ein zwar undichtes, aber wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben. Kurz darauf drangen lachende Stimmen von unten zu ihm empor und beklemmende Angst stieg in ihm auf.

Der Druck wurde unaufschiebbar. Zögernd erhob er sich von seinem improvisierten Bett. Er sah zu der kleinen, staubigen und mit Spinnennetzen verhangenen Dachluke, durch die der Morgen seine blassen Finger streckte.

Ein leiser Regen trommelte aufs Dach, an einigen Stellen hatte er einen heimlichen Weg durch Ziegel und Balken gefunden und platschte in stetigen Tropfen in die darunter aufgestellten, rostigen Blecheimer. Das satte Plätschern störte Hannes, er öffnete seine Hose und erleichterte sich mit einem scharfen Strahl in einen der halbvollen Eimer.

Dann nahm er all seinen Mut zusammen und stieg langsam die Leiter hinab nach unten, wo sofort das muntere Gespräch verstummte, welches Lukas mit den zwei fremden Jungen soeben geführt hatte. Alle sahen ihn an.

Durch die im Wind schlagende offene Tür drang diffuses Morgenlicht.

Ein hochgewachsener, dünner Bursche mit fettigen, schulterlangen, hellen Haaren betrat den Raum. In dem Moment, indem er Hannes auf der Leiter entdeckte, blieb er überrascht im Türrahmen stehen.

»Was ist das?«

»Also«, Lukas, der raubeinige junge Kerl vom Vortag, wand sich unbehaglich. Von entgeisterten Augenpaaren genötigt, rang er sich zögerlich eine Erklärung für die befremdeten Kumpane ab.

»Also«, wiederholte er mit Missbehagen, »das ist Hannes, der ist neu hier draußen und deshalb passe ich ein bisschen auf ihn auf.«

»Sind wir ein Kindergarten?«, polterte Matze von der Tür her los.

»Mann, der ist doch ein halbes Baby!« Keule, vom gestrigen Tag dank eines blau-lila Veilchenauges und geschwollener Lippe grotesk entstellt, musterte den Neuen skeptisch. Sein dunkelblonder Strubelschopf verdeckte kaum die verschorfte Platzwunde an der linken Braue, was ihm eine Verwegenheit verlieh, die dem wahren Temperament des Burschen nicht nahekam.

Einzig Jo, den alle wegen seiner schwarzen Haare und seines brünetten Teints für einen Spanier hielten, schritt offen auf Hannes zu.

»Na, dann willkommen.« Er schüttelte dem Jüngeren die Hand und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter.

Lukas grinste breit. »Er bleibt fürs erste hier, der Rest findet sich.«

Matze und Keule sahen sich bedeutungsvoll an.

»Haben wir hier nicht auch noch was mitzureden?«, wandte der hagere Türsteher ein.

»Der taucht hier einfach auf, benutzt unsere Sachen, verbraucht unser Essen und du willst, dass wir ihn hier freiwillig aufnehmen!?,« fauchte Keule wütend. »Das kannst du vergessen!«

Lukas gefror das Grinsen auf seinem Gesicht. »Und wer hat euch geholfen, wer hat euch versteckt, als die Bullen im letzten Jahr hinter euch her waren? Habt ihr das schon wieder vergessen?«

»Haben wir nicht, Boss, aber wir waren keine Kindergartenkinder mehr und brauchten keinen Aufpasser, wir haben von Anfang an für uns selbst sorgen können, und das kann der« – er zeigte mit dem Finger auf Hannes- »noch lange nicht!«

Keule hieb in die gleiche Kerbe. »Wenn du für den das Kindermädchen spielst, was wird dann aus deiner Freiheit, auf die du immer so schwörst?«

Jo mischte sich ein. »Was geht's euch denn an, der Kleine kann doch einfach hierbleiben, solange der Boss unterwegs ist! Das was er ranschafft reicht für den locker mit.«

Lukas hatte sich in einer hilflosen Drohgebärde erhoben.

»Einen Scheißdreck geht es euch an, was ich mache und wenn ich sage, er bleibt, dann bleibt er.«

Er verstand selbst nicht, warum er Hannes mitgenommen hatte. Die eigene Unsicherheit putschte seine Wut spiralartig empor. Die



Erklärungsnot den Jungen gegenüber verlieh seiner Stimme einen scharfen, gar gewalttätigen Klang. Er hasste es, keine ehrlichen Argumente zu finden. Den anderen Recht zu geben, widerstrebte ihm jedoch stärker. Aggressiv und breitbeinig baute er sich vor den Dreien auf.

»Ich werde ihn versorgen bis ich weiß, wozu er taugt und dann wird auch er seinen Teil zum Lebensunterhalt beitragen. Und eure stinkenden Kissen und Decken kriegt ihr sofort zurück, ich besorg ihm eigene Sachen!«

Hannes hatte sich frierend auf der untersten Leitersprosse zusammengekauert und mit eingezogenem Kopf den lauter werdenden Streit der Vier verfolgt. Jedes Wort ein Stich in seine Richtung. Unbehagen stahl sich von der Brust in den Magen, um dort zu einem dicken, schweren Klumpen zu erstarren. Am liebsten wäre er im Erdboden versunken, selten hatte er sich derartig deplatziert gefühlt, wie in jenem Moment. Voller Scham wurde er sich seiner Hilflosigkeit bewusst und er erkannte die Tiefe seiner Schuld an der Auseinandersetzung der Freunde. Am meisten fürchtete er sich davor, mit den Fremden allein gelassen zu werden. Aber ausgerechnet dieses Los ereilte ihn vermutlich. Die Jungen waren erst in den frühen Morgenstunden aufgetaucht und rollten sich, verstimmt schweigend und, zumindest was Matze und Keule betraf, extrem unzufrieden mit der Entscheidung ihres Bosses, in ihre fleckigen Schlafsäcke.

Lukas hingegen stand unentschlossen und mit verkniffenem Gesicht an der Tür und überlegte, ob er das traurige Häufchen Elend mitnehmen oder es riskieren sollte, ihn hierzulassen.

»Komm«, entschied er dann und in Hannes' schwarzen Augen glomm für einen Moment ein Funken Erleichterung auf.

Der Regen hatte aufgehört, trüb und dunstig lagen die verlassen Gärten im schummrigen Morgenlicht. Nur von den Bäumen tropfte es wie bei einem heftigen Schauer, wenn der Wind durch die nassen Blätter hindurch strich.

»Wo waren die denn die ganze Nacht?«, wagte Hannes vorsichtig zu fragen.

»Geld verdienen«, antwortete Lukas kurz angebunden, »Aber wie und was sie machen geht dich nichts an.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Hannes weiter.

Lukas seufzte leicht gereizt. »Ich denke, ich sollte dir ein paar Dinge zeigen, die zu wissen für dich wichtig sind. Und auch ein paar

Leuten will ich dich vorstellen, aber das erst am Abend. Für den Anfang wäre ein Frühstück nicht schlecht, etwas Geld habe ich noch.«

Die Supermärkte und Discounter hatten ihre Pforten schon geöffnet und so versorgten sich die Jungen mit abgepacktem Brot, einem Paket billiger Salami und zwei Dosen Cola.

»Ich hoffe, du bist nicht allzu wählerisch«, wandte Lukas ein. Aber Hannes war weder wählerisch noch mäklig und so setzten sie sich auf die Gehwegkante beim Liefereingang und verzehrten ihr zwar nicht abwechslungsreiches, zumindest aber mengenmäßig ausreichendes Frühstück.

Anschließend zogen sie durch die Straßen. Lukas zeigte ihm, wo des Nachts ein Herumstromern ungefährlich sein würde. Bedeutsamer waren die Orte, an denen er sich besser nicht aufhielt. Dort, wo Dealer ihre Ware feilboten und die Penner ihre Flaschen leerten. Und Hannes lernte, in welchem Kiez die Stricher standen. Das Bahnhofsklo war kein sicherer Ort für einen Straßenjungen, da er von Junkies frequentiert wurde und mit derselben Regelmäßigkeit die Bullen Razzien veranstalteten.

Es gab Supermärkte, in denen es sich besser klauen ließ, als in anderen, wenn man nur geschickt und kaltblütig genug war. Lukas verfügte über beide Fähigkeiten und so bestand ihr Essen am Nachmittag aus kalten Knackwürsten und Brötchen.

»Ich glaub, das werde ich mich nie trauen«, bekannte Hannes mit einer Mischung aus Respekt und Bewunderung und verputzte mit Appetit seine Knacker.

»Dann wirst du wohl 'ne Menge Kohle verdienen müssen, wenn du für alles bezahlen willst.«

»Werde ich wohl, aber wie, weiß ich nicht.«

Lukas sah ihn aufmerksam an. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten, aber darüber reden wir später. Zunächst musst du noch einiges lernen.«

Sie schlenderten gemächlich zu einem der vielen Wasserhäuschen in der Frankfurter Innenstadt und Hannes lernte den »Wasserhäuschendiener« kennen, einen von Lukas' Freunden, der gelegentlich mal eine Rindswurst ohne Bezahlung rüberreichte, wenn einen der Hunger quälte, im Gegenzug stand sein Kiosk unter dem Schutz der Straßenkids; er war noch nie aufgebrochen worden.

Inzwischen hatte die frühe Dämmerung neblige Herbstschwaden über die Wege gelegt. Hannes war müde, die Beine schmerzten vom stundenlangen Umherlaufen. Klaglos war er Lukas wie ein Schatten

durch die endlosen Straßenzüge gefolgt, hatte sich alles aufmerksam angehört. Mittlerweile schwirrte ihm der Kopf und er bezweifelte, dass er sich jemals in dieser riesigen Stadt so perfekt zurechtfinden würde wie sein großer Beschützer.

Die Nacht breitete ihre dunklen Flügel über der Stadt aus. Die ungleichen Gefährten standen am Seiteneingang des Buffalo-Nachtklubs, einer der vielen urigen und verräucherten Bars im Bahnhofsviertel.

Lukas klopfte an die schwarze Blechtür und ein Unikum von Mann öffnete. Er winkte die beiden herein, nickte dem Älteren kurz zu und betrachtete dann aufmerksam dessen jungen Begleiter. Hannes sah sich einem gewaltigen Kerl gegenüber, »ein Mensch wie ein Berg!«, durchzuckte ihn ein Gedankenblitz. Glatzköpfig, dafür wucherte sein dichter dunkelblonder Bart wie ein Gestrüpp, der den gesamten unteren Teil des Gesichtes einnahm. Mittendrin glomm eine braune Zigarre, die sich beim Sprechen rhythmisch bewegte. Der Mann trug ein grünkariertes Oberhemd, bei dem die Knöpfe über dem dicken Bauch derartig spannten, dass sie jederzeit abzuspringen drohten. Etwas tiefer umspannte eine speckige Schürze seinen wulstigen Leib. Fettig glänzend, wie ein ungewaschenes Handtuch, das monatelang zum Händeabwischen herhalten muss.

Eine seiner riesigen Pranken streckte er Hannes entgegen.

»Hast aber Glück, dass 'de den Lukas bei dir hast, hier in der Gegend geht's mitunter ganz schön rau zu.«

Hannes wagte nicht, zu antworten, zu einschüchternd wirkte dieser Mann auf ihn. So nickte er nur und starrte stumm auf seine Füße, währenddessen er seine schmale Hand angewidert aus der Begrüßung zurückzog.

»Schüchtern bist du auch noch, was? Naja, wir werden uns wohl noch besser kennenlernen. Ich bin Bernie und da du ein Freund von Lukas bist, darfst du mich auch so nennen.«

Endlich hob Hannes den Blick und fand sich von blaugrauen Augen, die unter buschigen Brauen hervorschauten, eindringlich gemustert.

»Du hast das Gesicht eines Mädchens, Kleiner«, sagte er zu ihm und sah Lukas fragend an.

Der zuckte nur mit den Schultern. »Ich weiß nichts von ihm.«

Sie folgten Bernie in den verqualmten Schankraum. Lautes Stimmengewirr schlug ihnen entgegen, dazwischen war das dünne Tonbandgeplärre eines schnulzigen Schlagers zu vernehmen, aber niemand schien zuzuhören.

Lukas zog den Knaben neben sich auf eine Eckbank, nahe dem Tresen. »Privat«, entzifferte Hannes auf dem Schild vor sich.

Bernie stellte sich und seinem vertrauten Gegenüber ein frisch-gezapftes Bier hin und gesellte sich zu den Jungen.

»Wann kannst du?«, fragte er den Älteren.

»Morgen, übliche Zeit.« Mit einem kurzen Seitenblick auf Hannes: »Lass uns dann alles besprechen, ich komme wie immer.« Er trank sein Bier in großen Schlucken, ohne einmal abzusetzen, und wischte sich genüsslich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund.

Bernie nippte an seinem Glas. »Sonst noch was?«

Lukas nickte, sah Hannes an und wandte seinen Blick zurück. »Der Kleine bräuchte noch Decken und so.«

»Hm«, knurrte Bernie. Er überlegte einen Moment, stand dann aber rasch auf. »Ich hol ihm was, er kann mir ja dafür gelegentlich einen Gefallen tun.«

»Das wird er«, versicherte Lukas und schlug Hannes kumpelhaft auf die Schulter. »Gib ihm nur ein wenig Zeit.«

Beladen mit zwei alten Armeedecken aus Besatzerbeständen und einem Kissen zogen Lukas und Hannes wenig später Richtung Laubkolonie. Der Abend war angenehm mild, die Sterne blinkten am aufgeklärten, wolkenlosen Himmel.

»Wohl eine der letzten schönen Nächte dieses Sommers«, bemerkte Lukas mit einem Blick nach oben. »Mit dem September wird wohl auch bald das freundliche Wetter verschwinden.«

»Hast du schon einen Winter draußen verbracht?«

Lukas nickte. »Den letzten, es ging ganz gut, man braucht bloß eine halbwegs trockene Unterkunft.« Der Große verhüllte sich in ein düsteres Schweigen und daher fragte Hannes nicht weiter.

In der Kolonie angekommen, bereiteten Jo, Keule und Matze ihren geheimnisvollen nächtlichen Streifzug vor. Sogar Lukas wuselte nervös durch die enge Behausung und verschwand am Ende ohne erklärende Worte, kurz nach den anderen. Unversehens fand sich Hannes allein in der fremden, stinkigen alten Hütte voller ungewohnter Geräusche. Der flackernde Kerzenstumpf verbreitete hektisches, düstres Licht und aus den Ecken krochen lange dunkle Schatten.

Hannes beobachtete sie matt. Er war müde und erschöpft und sein Magen bettelte laut knurrend um Nahrung.

Lukas hatte den anderen ihre Decken schon am Morgen zurückgegeben und jetzt versuchte der allein gelassene Knabe, sich mit seinen eigenen, von Bernie geschenkten Schätzen, zu arrangieren. Er überlegte, wieder auf den Dachboden umzuziehen, um seine Ruhe zu finden. Andererseits aber war es vermutlich besser, sich mit den fremden Jungen bald anzufreunden. Gern würde er in diesem neuen zu Hause ein Stück Geborgenheit finden. Ob diese unheimlichen Jugendlichen ihn akzeptierten, oder nur duldeten? Nichts fürchtete er im Moment mehr, als wieder ausgegrenzt zu sein. Vor dieser Vorstellung graute ihm, allein bei der Vision brach kalter Schweiß aus den Poren. Die Einsamkeit des dunklen Hauses in der verlassenen Laubkolonie vermochte ihm dagegen wenig anzuhaben.

Die anderen vier hatten ihre Schlafplätze mitten im Raum aufgeschlagen, möglichst weit weg von den feuchten Wänden und den zugigen, bretterbeschlagenen Fensterhöhlen.

Hannes sah sich um, das zuckende Kerzenlicht beschränkte seine Sicht auf ein Minimum. Wenn er den Müllberg neben Lukas' Matratze ein wenig zur Seite schob, reichte die Lücke daneben für eine schmale Schlafstelle.

Er zerlegte einen Pappkarton, der den Bildern nach einstmalig Bananen enthalten hatte und jetzt leer, unnützlich und vergessen hinter der wackligen Dachbodenstiege vergammelte. Hannes benutzte ihn zum Isolieren vor der feuchten Bodenkälte. Welch dürftige Unterlage, das Schlafen auf der harten und kalten Erde würde sich schwerlich mit einem behaglichen oder bequemen Nachtlager vergleichen lassen! Beim Durchwühlen des Abfallhaufens fand er mehr Pappe und Papierreste, die er unter sein »Bananenbett« schob. Die dünnere der beiden gespendeten Decken faltete er in der Mitte, um sie wie ein Laken zu benutzen. Mit dem Kissen und der zweiten Zudecke war sein Schlafplatz komplett. Er pustete den Kerzenrest aus und kroch langsam in der plötzlichen vollkommenen Dunkelheit in das neue Bett.

Das Ding unter seinem Kopf war klumpig und strömte einen fremden, strengen Geruch aus. Hannes rollte sich zähneklappernd tiefer in die Düsternis der Nacht und schlang frierend die Arme um seine Knie. Die Trostlosigkeit und die Einsamkeit schlugen mit erdrückender Realität über ihm zusammen. Er hatte einen Kloß im Hals und seine Augen wurden feucht. Was brachte ihm die Zukunft? Er würde seinen Teil zum Unterhalt der Gemeinschaft hinzuverdienen, das verstand er und dazu war er bereit. Selbst über das Wie hatte er nach dem heutigen Tag eine vage Vermutung und diese Ahnung

erfüllte ihn mit Schmerz. Was würde aus seinen Träumen von einem besseren Leben werden?

Von heftigem Stimmengewirr aufgeschreckt, fuhr Hannes aus dem Tiefschlaf empor. Matze, Jo und Keule waren von ihren nächtlichen Streifzügen zurückgekehrt und unterhielten sich laut und ungehemmt. Die Tür stand offen und ließ die kalte, klare Morgenluft herein, ein dunstiger Tagesbeginn dämmerte über der Kolonie.

»Hier stinkt's!«, kommentierte das Veilchengesicht die abgestandene Luft im Raum, während er sich den Schorf von seiner Stirnwunde kratzte.

»Ja, nach Babyschiss. Hast dir wohl vor Angst in die Hosen gemacht, was?« Matze kickte eine leere Raviolidose in Hannes' Richtung und strich sich betont lässig die fettigen hellen Haare hinter die Ohren. »Wieso bist du eigentlich immer noch hier? Wenn der Boss nicht da ist, hast du in unserem Haus schließlich nichts zu suchen.«

Verunsichert kniff Hannes seine vollen Lippen zu einem Strich zusammen. Waren diese Drohungen ernst gemeint?

»Lasst ihn doch einfach in Ruhe!«, mischte sich Jo ein und schob die beiden anderen rüde zur Seite. Er kam zu dem Kleinen herüber und setzte sich auf ein Stück Pappe, das aus dem provisorischen Bett hervorlugte. »Hast es dir ja ganz gemütlich eingerichtet.«

Hannes lächelte ihn dankbar an und kniete sich auf sein Kissen. »Hm, ist sogar recht warm darin.«

Jo griff in seine Jackentasche und zog eine Tüte hervor, aus der es verführerisch nach frischem Gebäck duftete. Der Junge wandte sich ab, um die Beherrschung nicht zu verlieren. Sein Magen krampfte sich vor Hunger zusammen. Doch Jo hatte nicht die Absicht, ihn beim Essen nur zuschauen zu lassen, sondern schob ihm ein großes, weiches Brötchen in die Hand.

»Mutierst du jetzt auch zum Babysitter oder hat der Boss dich dafür bezahlt?«, stichelte Keule, und wälzte sich selbstgefällig auf seinem Schlafplatz.

Die beiden anderen hatten ebenso Tüten mit frischen Backwaren dabei, die sie aber keineswegs mit Hannes zu teilen gedachten.

Matze füllte aus einer grünen Glasflasche Brennspiritus in den verbeulten Campingkocher und sofort strömte ein beißender Geruch durch das Zimmer. Doch da die Jungen die Tür offengelassen hatten, verzog er sich rasch.

Ein Streichholz ratschte und Matze balancierte einen kleinen Aluminiumtopf voll Wasser auf die bläuliche Flamme. Keule kramte